

Abschied von Hartmut Schmidt: Beethovens „Missa solemnis“ in der Tonhalle

Der stille Vater der Strahlkraft

Prof. Hartmut Schmidt hat sich oben – nur schwer und ungern zu glauben – zum letzten Mal nach einem Düsseldorfer Symphoniekonzert vor dem Publikum verbeugt. Der Chorleiter, der 31 Jahre dem Städtischen Musikverein vorstand, wird mit Ende der Spielzeit in den Ruhestand gehen und bis dahin nur noch auswärtige Termine des Chors betreuen. Er nimmt seinen Abschied ganz so, wie er jahrzehntelang gewirkt hat: geräuschlos. Oberbürgermeisterin Marlies Smeets trat zu diesem Anlaß aufs Podium und überbrachte beste Wünsche und (etwas läppisch) ein gutes Buch. Schmidt dankte ganz so, wie er jahrzehntelang gesprochen hat: bescheiden.

Danach erklang die „Missa solemnis“, dieses unbescheidene, die Musiker zur Entäußerung zwingende, spekulative Gipfelwerk des späten Beethoven. Es riskiert die offene Anarchie, indem es die individuelle Begrenztheit des Menschen nötigt, ja verwirft; die Chorstimme ist visionär. Vor der herrischen „Missa“-Partitur werden Musiker zu armen Leuten. Sie fangen noch einmal ganz von vorne an. Manchmal wird ihr Spielen und Singen nicht schön klingen. Beethoven, der realistische Utopist, hat dies auch nicht gewollt. Er träumte vielleicht vom Jahr 1995 und davon, daß zu diesen fernen Zeiten die Musiker reif für seine Kunst und ihre zukunftsweisende Qualität seien.

Die Düsseldorfer Symphoniker besaßen also geraumen Zeitvorsprung und Erfahrung obendrein. Daß sie beides nicht nutzten, stimmt bedenklich. Wenn ein Profi-Orchester ausgerechnet beim Abschiedskonzert für den Leiter eines Laienchors so fahrig, ungenau und windelweich routiniert spielt, läßt dies einen eklatanten Mangel erstens an Pflichtgefühl gegenüber Beethoven, zweitens an menschlichem Anstand erkennen. Es darf daran erinnert werden, daß die Düsseldorfer Symphoniker zu Schallplatten-Ehren in der Regel im Schlepptau des Musikvereins gekommen sind – und keineswegs umgekehrt. Im übrigen fällt solch dramatischer Formverlust auf den Orchesterzieher Salvador Mas Conde zurück. Der Umkehrschluß freilich ist bezeichnend: Kam es unter dem Chorerzieher Schmidt je vor, daß sich der Musikverein unpräpariert zur Orchesterprobe einfand?

Das Herz blieb stehen

Die gewiß drängendste Frage übers nackte Handwerk hinaus: Welche Tempi wählte Mas Conde diesmal? Nun, im Finale des „Credo“ blieb manchem im Publikum das Herz stehen: War der Spanier von Sinnen, daß er ein derart zentrifugales Zeitmaß anschlug? Er war es nicht: Gerade die zweite „Et vitam venturi“-Fuge beglückte als einer der wenigen Augenblicke des Abends, in dem freie

Energie von innerer Konsequenz beglaubigt schien. Man spürte Steigerung, elementare Großartigkeit. Das Herz schlug wieder, nun schneller. Es war Beethovens Herz.

Doch wo Mas Conde den fast sakralen Gestus des Schreitens wählte, mußte man an eine Pilgerschar denken, die schon vor der ersten Steigung müde ist. Nichts gegen eine weit aufgerissene, polarisierende „Missa“-Welt; doch dann müßten die Tempo-Relationen stimmen (was oft nicht der Fall war) und dürfte der Andachts-Weihrauch nicht nach Sauertopf riechen. Hier litt das eine Extrem unter dem anderen. Die Brisanz des Nervös-Jubelnden fand keine gleichwertige Antwort im Erhabenen. Schon der „Kyrie“-Beginn klang nicht feierlich, sondern langweilig; im „Sanctus“ fehlte es an fließendem Ausdruck; das „Agnus Dei“ versackte gänzlich. Mitunter stieß auch Mas Condes Schlagtechnik merklich an ihre Grenzen.

Über allem: der Musikverein. Auch er offenbarte Probleme, mitunter sogar hausgemachte; die in der Tat übermenschlichen Spitzentöne jenes „et vitam venturi“ dürfen halt nicht mit deutschen Vokalen aus dem Sprechunterricht gesungen werden. Einige blankliegende Solo-Einsätze (Tenöre) gingen aus Enthusiasmus schief. Doch bewältigte der Chor das „inkommensurable Spätwerk“ (Adorno) insgesamt so hochbewußt, diffe-



Hartmut Schmidt (l.) und Salvador Mas Conde.

Foto: Christine Langensiepen

renziert und seriös, daß er dadurch die Aufführung rettete. Er ging nicht in die Knie, er überstrahlte. Wenigstens er war der hymnischen Wildheit und der milden Frömmigkeit der „Missa“ gewachsen. Die Mitwirkung des Musikvereins besaß etwas Beruhigendes. Der Vater der Leistung stand wie immer in Klammern und war doch Hauptperson (Einstudierung: Prof. Hartmut Schmidt).

Das Solisten-Quartett litt unter der schwitzenden Expressivität des Tenors Vinson Cole, der überdies einen

Text vortrug, der nur sehr entfernt nach Latein klang. Es wurde auch beschädigt durch Dauerforte und aus-gewaschenes Timbre des Bassisten Harald Stamm. Dem jugendlich-seraphischen Sopran von Solveig Kringelborn gelang allerdings eine Art Glanz von innen. Dalia Schaechter (Alt) konnte erst spät am Abend annehmbar zur Kenntnis genommen werden.

Hinterher herzlichstes Beifallkonzert für Schmidt. Bei den Düsseldorfer Symphonikern rührten sich nur wenige Hände. WOLFRAM GOERTZ